

I. Geschichtliche Einleitung.

1. Arminius.

In dem Jahrzehnt der großen Weltenwende, als ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde und jener Stern im Morgenlande aufleuchtete, der die Weisen zum Kripplein Christi nach Bethlehem leitete, tritt unsere westfälische Heimat, tritt insbesondere unser Minden-Ravensberger Land in das Licht der Geschichte. Wohl kommen noch wieder dunkle Zeiten, in denen es völlig im Schatten liegt, und aus denen kein Ton zu uns dringt. Aber der Heldenname, der damals unserem Volke aufging, ist, obwohl es der Name eines irdischen Helden ist, nie wieder verschollen. Der Name Armins hat noch heute, und heute erst recht, nichts von seinem Glanze eingebüßt. Wir wissen es alle, was jene eherne Gestalt auf der Höhe des Teutoburger Waldes mit dem erhobenen Schwerte uns zu sagen hat.

Jenes Kindlein in der Krippe und der Held dieses Denkmals — ob sie auch nichts voneinander wußten — sind doch Zeitgenossen und gehören in mehr als einem Sinne zueinander. Wir wollen wahrlich beide nicht miteinander vergleichen, obwohl die Tragik in beider Leben nicht fehlte, obwohl jenes Wort *haud dubie liberator* zweifellos der Erretter, das am Arminsdenkmal steht, erst recht und im höchsten Sinne vom Heilande gilt. Aber für jetzt genügt es uns festzustellen, daß es eben um die Zeit der Geburt Christi war, als Armin unserem Vaterlande die Freiheit wieder errang, und daß es der Boden unserer engern Heimat war, auf dem er die Freiheitschlachten schlug.

Wohl streiten die Gelehrten noch heute darum, wo er den Varus mit seinem Heere vernichtete: wir lassen sein Denkmal ruhig im Lippischen Walde stehen. Aber so vernichtend diese römische Niederlage war, die letzte Entscheidung brachte sie nicht. Für immer ausgetrieben aus deutschem Lande wurden die Römer erst durch jene Schlacht auf minden-ravensbergischem Boden an den Ufern der Weser bei Idistavivus (i. J. 16 n. Chr.). Auch hier war Armin der Führer.

Darum sei zuallererst ein Wort über diese Schlacht erlaubt. Es soll uns zeigen, wie heilig der vaterländische Boden ist, der das Blut von Helden trank, und wie er auch von uns fordert, den Vätern
Sahrbuch des Kirchengeschichtlichen Vereins.

gleich zu sein, die — nach altem Wort — an Tapferkeit, aber auch an rechter Treue nie ein Volk übertraf.

Diese Schlacht erscheint zwar in den über sie erhaltenen Berichten als ein völliger Sieg der Römer. Es sind eben nur römische Berichte. Zwar auch bei den Germanen erhielt sich Jahrhunderte hindurch der Nachruhm dieser Kämpfe und ihrer Helden; aber nur in Liedern, die im Laufe der Zeit verschollen. So sind wir durchaus auf jene römischen Berichte angewiesen, die die Geschehnisse in dem für sie günstigen Lichte darstellen. Tacitus, der selbst einer dieser römischen Berichterstatter war, gibt das unumwunden zu. Er sagt vom Caecina, einem römischen Feldherrn, den er redend einführt: „er schwieg von den Unfällen“¹⁾. Wir sind daher berechtigt, die Sachlage einer neuen Prüfung zu unterziehen und danach zu entscheiden, wer der Sieger war.

So aber standen die Dinge. Immer war jenes Hügelland zwischen Osning und dem Süntel (Wiehengebirge) das Ziel der von Westen kommenden Feinde. Es war heiliges Land: auf seinen Bergen wohnten die Götter, wie der Osning noch heute mit seinem Namen bezeugt (Ansen = Egge). Bekanntlich hat auch Karl der Große hier seine entscheidenden Schlachten bei Detmold und Osnabrück geschlagen. Nun hatten die Römer bisher immer die Lippelinie als ihre Anmarschstraße gewählt. Sie kamen von Südwesten her. Jetzt zieht Germanikus von Nordwesten, von der Emsmündung her mit einem starken Heere von acht Legionen und vielen Hilfstruppen, das man, vielleicht übertrieben, auf 80 000 Mann geschätzt hat, heran. Schon steht er an der westfälischen Pforte, in die er den Eintritt erzwingen will. Schon hat er die ersten Schritte durch sie hindurch getan. Er steht auf mindeneravensbergischem Boden. In der Nähe von Hausberge und Blotho dehnt sich das Schlachtfeld von Idistavifus aus.

Der Name wird verschieden geschrieben und erklärt. Am meisten sagt die Deutung des Meisters altdeutscher Forschung, Jakob Grimm, zu. Die alte Handschrift des Tacitus ergebe mit gleichem Recht eine doppelte Lesung: Idistavifus und Idisiavifus²⁾. Die letztere Lesung erscheint ihm als die richtige. Doch läßt er frei, ob nicht das Schlachtfeld

¹⁾ Reticuit de adversis, Annal. I cap. 67. Vgl. ann. IV, 74, dissimulante Tiberio damna und I, 24: tristissima quaeque maxime occultantem Tiberium.

²⁾ Abhandlungen zur Mythologie, Berlin, 1865, S. 6 und Mythologie, Bertelsmann 1876 I, Nr. 332; vgl. Tacitus Ann. II, 16.

erst nach der Schlacht seinen Namen empfangen habe. Die Idisi, auf die der Namen anspielt, sind die Walküren der nordischen Mythologie, die die gefallenen Helden von der Walstatt in die Walhalla trugen³⁾.

Hier also treffen die Gegner aufeinander. Aber noch strömt die Weser zwischen ihnen. Schierenberg⁴⁾ macht es wahrscheinlich, daß die Römer auf dem rechten, die Germanen auf dem linken Ufer stehen. Über den Fluß hinüber (?) findet das berühmte Gespräch zwischen Arminius und seinem in römischen Diensten stehenden Bruder Flavius statt. Arminius fragt den Bruder, woher die Entstellung seines Gesichtes rühre; hatte doch Flavius jüngst in einem Gefechte ein Auge verloren. Arminius hält ihm dann das Recht des Vaterlandes, die uralte Freiheit, die fromme Scheu vor den deutschen Göttern, die Bitte der gemeinsamen Mutter vor, daß er doch nicht ein Verräter seines Volkes werden möchte. Das Gespräch wird zu einem heißen Wortgefecht, da der Fluß ein Handgemenge nicht zuläßt. Merkwürdig ist, daß Arminius seiner deutschen Rede lateinische Worte einflischt — wohl um auf etwaige Zuhörer zu wirken⁵⁾.

Am folgenden Tage überschreiten römische Reiter und batavische Hilfstruppen auf einer Furt die Weser, kommen aber in gewaltiges Gedränge, aus dem sich nur ein Rest rettet. Nun überschreitet auch das römische Hauptheer den Fluß und lagert dem Feinde unmittelbar gegenüber. Arminius und die Seinen — so erfährt man — haben sich in einem dem Donar heiligen Haine mit anderen Stämmen zusammengeschworen; er habe, so sagt er, das Schlachtfeld ausgesucht und plane einen nächtlichen Überfall auf das Lager. Die römische Feldherrnkunst ist natürlich den Germanen überlegen, wie es die römische Bewaffnung auch ist. Germanikus prägt es ausdrücklich den Seinen vor der Schlacht nochmals ein. Der Germane habe weder Panzer noch Helm, selbst die Schilde seien nicht mit Eisen oder Leder überzogen, seien nur Weidengeslecht, nur dünne, mit Farben übermalte Bretter. Die erste Schlachtreihe höchstens führe Lanzen, die übrigen im Feuer gehärtete, hölzerne oder kurze Spieße. Den eisernen römischen Waffen könnten sie nicht widerstehen. Mit der Spitze der Schwerter solle man nach den Gesichtern zielen. Armin aber mahnt diesen auf äußerliche Mittel vertrauenden Erwägungen gegenüber an das heilige Recht der

³⁾ Man findet diesen Namen wieder in dem Dorfe Edesen bei Minden.

⁴⁾ Schierenberg, Die Römer im Cheruskerlande, S. 66.

⁵⁾ Ann. II, 9 u. 10.

Freiheit, um das es gehe. Es bleibe den Germanen nichts übrig, als die Freiheit zu behaupten oder vor der Knechtschaft zu sterben⁶⁾. Als nun die Reihen aufeinander stoßen, fehlte nicht viel, daß die Germanen die römische Schlachtordnung durchbrochen hätten. Arminius selbst wird verwundet. Aber auch die Römer stehen fest. Tacitus schließt seinen Bericht: „Groß war dieser Sieg und nicht blutig für uns“⁷⁾.

Aber darum hatte es sich gehandelt, ob die Römer durch jene westfälische Pforte in unsere Heimat einbrechen könnten. Davon ist keine Rede mehr. Das Feld der nächsten Schlacht beweist vielmehr, daß die Römer sich zum Rückzug entschließen müssen; sie fanden das Tor verschlossen und den Torwart unerbittlich. Müssen sie zurück auf ihre Flotte in der rettenden Emsmündung, so fragt sich, ob ihnen der Weg noch offen steht. Ohne eine nochmalige Schlacht lassen die Germanen sie nicht durch.

Diese zweite Schlacht wird von einigen an das Steinhuder Meer, von anderen⁸⁾ zwischen das Wiehengebirge und den Dümmersee verlegt. Tacitus gibt zu, daß das Schlachtenglück den Römern nicht durchaus günstig war⁹⁾. Aber sie kennen das Schicksal des Varus: so müssen sie durch¹⁰⁾. Doch kämpfen sie nicht um den Sieg oder Trophäen — Gefangene zu machen verbietet Germanikus vor der Schlacht —, sondern um ihre Rettung. Es ist eine leere Geste, wenn Germanikus nach der Schlacht ein Siegeszeichen mit stolzer Inschrift aufrichtet. Aber der Geretteten wartet auf dem Meer an der friesischen Küste neues Unheil. Die Nordsee ist mit den Germanen im Bunde, ein gewaltiger Sturm versenkt viele Schiffe in die Tiefe des Meeres; den Germanikus aber sah man an der rettenden, befreienden Seeküste tagelang umherirren, seine weiteren Schiffe erwartend und ausrufend, er sei an dem entsetzlichen Unglück schuld.

Arminius weiß, daß die Römer damit endgültig aus Deutschland vertrieben sind¹¹⁾. Tacitus selbst, der Römer, neigt sich vor ihm: „Er ist zweifellos der Retter Deutschlands; in Schlachten wohl nicht immer

⁶⁾ Ann. II, 15: tenere libertatem aut mori ante servitium.

⁷⁾ Ann. II, 18.

⁸⁾ Schierenberg, Die Römer, S. 144.

⁹⁾ Ann. II, 21: equites ambigue certavere.

¹⁰⁾ Ann. II, 21: viam strage hostium aperire.

¹¹⁾ Ann. II, 45: ad postremum ejectis Romanis satis probatum, penes utros summa belli fuerit.

glücklich, blieb er im Kriege unbesiegt¹²⁾. Einen glorreicheren Eingang in die Geschichte konnte unsere Heimat nicht haben als den an der Hand eines Arminius.

2. Wittekind.

Am Ständehause zu Münster stehen zwei Bildsäulen. Sie stellen die beiden Helden dar, die im Eingange der westfälischen Geschichte stehen. Die eine ist die des Arminius und die andere die Wittekind's. Der letztere ist mit der ravensbergischen Kirchengeschichte noch enger verflochten als der erstere. An ihm kann die Darstellung dieser Kirchengeschichte noch weniger schweigend vorübergehen als an Arminius.

Freilich die geschichtlich sichergestellten Nachrichten über ihn sind sehr dürftig. Dafür umwebt ihn ein Kranz von Volkserzählungen, die Zeugnis der Treue geben, mit der das Sachsenvolk ihm anhing, und darum immerhin Zeichen seiner überragenden Bedeutung sind. Soll doch auch das Wiehengebirge von ihm den Namen haben. Seine Eltern sind unbekannt. Wenn Werner Rolevink ihn „Konink Bedekyn, Wernikens Sohn“, nennt, macht er, wie er selbst sagt, eine Anleihe bei einer dänischen Sage¹³⁾. Geschichtlich feststehen sein Sohn Wikbert und sein Enkel Waltbert¹⁴⁾. Aber auch die spätere Königin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., stammte aus seinem Geschlecht. Unbekannt ist auch seine engere Heimat. Zwar liegt es nahe, auf sein Grabmal in der Kirche zu Enger zu weisen, und Enger muß natürlich im Gebiete der Engern liegen, die in der Mitte zwischen West- und Ostfalen an beiden Ufern der Weser wohnten. Nun aber erheben sich zuverlässige Stimmen, die das Städtlein Enger noch zu Westfalen rechnen¹⁵⁾. Vor allem haben wir das Zeugnis Einhards, der in seinen Annalen zu dem Jahre 775 ihn zu den Edeln Westfalens und nicht Engerns zählt¹⁶⁾. Es steht fest, daß weder Enger noch Wittekind engerisch sind: sie sind westfälisch.

Auch über seine Besitzungen sind wir nicht genügend unterrichtet. Sein Enkel Waltbert stiftet das von ihm gegründete Kloster zu Wildeshausen, das im westfälischen Nordlande, im Lerigau, lag, aus

¹²⁾ Ann. II, 88: liberator haud dubie Germaniae, proellis ambiguus, bello non victus.

¹³⁾ De laude vet. Sax., Troß, S. 90.

¹⁴⁾ Translatio Alexandri vgl. Perß II, p. 676

¹⁵⁾ Ledebur in Wigands Archiv für Gesch. u. Alt. I, S. 44.

¹⁶⁾ Diekamp S. 49, Einhard I, 155: unus ex primoribus Westfalaorum.

den dortigen Familiengütern aus¹⁷). In einem anderen Bericht werden Besitzungen Wittekind's in der Nähe von Driburg erwähnt, also im Engernlande¹⁸): der heilige Liudger erweckt einen Dieb, der wegen eines Pferdediebstahls beim Sachsenherzog Wittekind gesteinigt ist, wiederum zum Leben. Endlich hält man Güter, mit denen die Königin Mathilde das von ihr in Enger begründete Stift ausstattet, für Teile aus der Wittekind'schen Erbschaft, wie denn dieses Stift selber schon 807 von Wittekind gestiftet und von ihr nur erneuert worden sei.

Und nun die politische Stellung, die Wittekind in seinem Volke einnahm! Die Überlieferung nennt ihn „König Weking“: sie wird damit seiner Bedeutung gerecht; aber die Sachsen hatten keine Könige. Er war auch nicht Herzog der Sachsen; denn auch einen solchen gab es damals noch nicht. Freilich scheint der Geschichtschreiber der Sachsen, Widukind von Korvey, auf einen solchen zu weisen, wenn er (Kap. 14) sagt, die drei Stämme der Ost- und Westfalen und Engern hätten jeder einen Stammesherzog gehabt, aus denen für Kriegszeiten durch das Los einer bestimmt wurde zur Leitung des Gesamtvolkes. Aber diese Nachricht streitet gegen alles, was wir sonst von der Verfassung der Sachsen wissen (Diekamp, S. 52). Was wir wissen ist lediglich das, daß jeder der drei sächsischen Stämme in Gaue zerfiel, an deren Spitze ein frei gewählter Führer aus edlem Geschlechte stand. Und ein solcher Gaufürst war auch Wittekind. Wenn er so, wie es der Fall ist, hervortritt, so ist das ein durchschlagender Erfolg seiner wuchtigen Persönlichkeit, die sich aber erst allmählich durchsetzte. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zwischen Karl und den Sachsen erwähnen ihn die gleichzeitigen Annalisten überhaupt nicht; wenn sie auch bei seiner ersten Erwähnung (777) alsbald bezeugen, daß er schon vordem sich am Kriege beteiligt habe¹⁹).

Man glaubt eine Kriegstat Wittekind's in der Schlacht bei Hlibbeki (Lübbecke), sehen zu dürfen, die 775 stattfand²⁰). Diese Schlacht ist ein Kampf um die Burg auf der Babilönie²¹). Die Burg soll sächsi-

¹⁷) Vgl. Wilmans, Kaiserurkunden I, S. 387 ff.; vgl. dazu Translatio H. Alexandri, Verz II, p. 676 ff.

¹⁸) Vita Liudg. Verz II, 419; Diekamp, S. 44 ff.

¹⁹) Einhard, Ann. I, 157, 159: Widukind, qui multorum sibi facinorum conscius et ob id regem veritus ad Sigifridum Danorum regem profugerat.

²⁰) Einhard, Ann. I, 155.

²¹) Nach Langewiesche, Ravensb. hist. Verein 1906, S. 64; vgl. Langewiesche, Rav. Blätter 1904, Nr. 5, S. 30.

ischen Ursprungs, nach Rübel²²⁾ aber erst von Franken aus der Zeit Karls des Großen erbaut sein. Rätselhaft mutet der Name der Burg an, der aber doch wohl gut deutsch ist, und vielleicht den Wald oben (haben), auf dem Berge oder den Wald, der einem Babo gehört, bezeichnet. Ebenso rätselhaft ist übrigens der Name des Baches, der durch das nahe Lübbecke fließt und Ronceval heißt.

Die zweite Schlacht (i. J. 782), bei der Wittekind schon deutlicher heraustritt, ist die am Süntel, d. h. in demselben Gelände, in dem schon Arminius mit den Römern rang. Süntel ist der alte Name des Wiehengebirges²³⁾. Der Name findet sich noch heute in Ortsbezeichnungen am Wiehengebirge: Süntelbeke, Süntelhügel, Süntelstein²⁴⁾. Auch Müller²⁵⁾ bezeichnet als Süntel die ganze Bergkette von der Westfälischen Pforte bis vor die Tore Osnabrücks und nennt aus ihr die drei Höhen den Wedigenstein bei Minden, den Limberg über Oldendorf und die Dietrichsburg bei Ostenwalde. Aber schon Kaiser Otto III. schenkt an Bischof Milo von Minden im Jahre 991 den Wald Süntel, soweit er im Bistum Minden liegt²⁶⁾. Kolveink, der begeisterte Heimatfreund, deutet den Namen²⁷⁾: Sunnendail, d. i. Sonnen-tal, und findet das Schlachtfeld in dem nach Minden hinliegenden Wesertal.

Wieder handelt es sich um die westfälische Pforte, nur daß das jetzige Schlachtfeld etwas nördlicher als das von Idiavivus liegt. Rübel bringt diese Schlacht in Zusammenhang mit dem Wittekindsberge, unterhalb dessen Wittekind's Herrensiß gelegen habe²⁸⁾. Die fränkische Macht unter ihren Heerführern Udalgis und Geilo zerschellt an sächsischer Tapferkeit. Nur geringe Trümmer können sich retten. Es ist ein glänzender Sieg Wittekind's. Auch Udalgis und Geilo sind unter den Erschlagenen²⁹⁾.

Welche Bedeutung Karl selbst dieser Niederlage beimaß, beweist das darauffolgende Blutgericht von Verden a. Aller — Karl läßt 4500 Sachsen, die sich ihm ergeben haben, an einem Tage im höchsten

²²⁾ Rav. hist. Verein 1905, S. 72.

²³⁾ Hartmann, Wanderungen, S. 1; Stohlmann, Erinnerungen, S. 8; Langerwiesche, Rav. Bl. 1904, Nr. 5, S. 31.

²⁴⁾ Hartmann S. 13, 14, 73.

²⁵⁾ Burgschloß Ravensberg, 1839, S. 77 Anm.

²⁶⁾ Kaiserurf. II, Nr. 109, S. 119.

²⁷⁾ Im Jahre 1479 De laude vet. Sax., S. 96.

²⁸⁾ Ravensb. Gesch. Ver. 1905, Nr. 79.

²⁹⁾ Erb. Reg. Nr. 168, S. 69. Vgl. Diekamp. S. 23.

Zorne niederhauen³⁰⁾. — Es folgt dann der allgemeine Sachsenaufstand, der zu den blutigen Schlachten von Detmold und Osnabrück führt. Ubrigens war die Schlacht bei Detmold wieder eine fränkische Niederlage. Karl selbst muß vor Wittekind bis Paderborn zurückweichen. Aber die Schlacht bei Osnabrück entschied das Geschick Sachsens (785). Wittekind läßt sich in Attigny taufen.

Damit erlischt das Interesse der fränkischen Berichterstatter an ihm. Erst allmählich setzt eine sächsische Geschichtschreibung ein, die, den Vorgängen ferner stehend, sagenhafte Elemente aufnimmt. Man darf annehmen, daß Wittekind fortan als Privatmann lebte: wie hätte er als fränkischer Beamter gegen seine Landsleute wirken können! Er starb wohl 807. Als sein Todestag wird der 7. Januar angenommen. Sein Grabmal ist noch heute in Enger. Rings um dieses Städtchen aber sitzen bis auf diesen Tag die Sattelmeyer, stolz auf die Gewißheit, von dem unmittelbaren Gefolge Wittekindes abzustammen.

Man wird annehmen dürfen, daß Wittekind wirklich in Enger gestorben und begraben ist³¹⁾. Freilich, das vorhandene Denkmal ist aus späterer Zeit, ebenso die Kirche, deren erster Ursprung allerdings mit Recht auf Wittekind zurückgeführt wird. Die Inschrift am Denkmal³²⁾ und die Sagen, die diese Ruhestätte umweben, sind ein Zeugnis der dankbaren Treue, die das Andenken des großen Führers noch nach 1000 Jahren festhält³³⁾.

Waren die Waffen, mit denen das Christentum in das Sachsenland drang, die des Krieges, so fragt sich, welches waren die Waffen geistlicher Ritterschaft, mit denen es in den Herzen der Unterlegenen kämpfte? Sicher waren es die zwei Gedanken, die Karls Handeln gegenüber Sachsen bestimmten, der politische und der religiöse.

3. Die Christianisierung.

Er hat mit Waffengewalt den politischen Widerstand der Sachsen gebrochen. Das Sachsenland liegt wehrlos zu seinen Füßen. Das aber

³⁰⁾ Die nichts schonende Leidenschaftlichkeit Karls mag auch jener Streit mit seiner Schwester beweisen. Er wirft sie zu Boden, würgt sie, reißt sie bei den Haaren und schlägt ihr mit der Faust drei Zähne aus. (Grupp, Kulturgesch. II, S. 263.)

³¹⁾ Wilbrand in Rav. Jahresber. 1902, S. 41 ff.

³²⁾ Weddigen, Nat. Kal. 1805, S. 64: Omnis mundatur, hunc regem qui veneratur, jeder wird rein, der diesen König ehrt.

³³⁾ Sageborn, Rav. Kirchengesch. I, S. 142 ff.

ist nicht das letzte Ziel Karls, sondern nur ein notwendiger Weg zu dem von ihm erstrebten Ziel. Er wollte nicht nur den beständigen Grenzkriegen zwischen Franken und den zum Rhein vordringenden Sachsen ein Ende machen, beide in einem großen Germanenreiche einend. Er wußte wohl, daß an eine wirkliche und dauernde Einigung nicht zu denken sei, solange die Sachsen noch im überlieferten Heidentum verharren würden. Daher war ihre Christianisierung sein Ziel, das er mit jedem Mittel zu erreichen suchte, auch mit dem politischen Zwangsgewalt.

Davon zeugt nicht bloß der Bluttag von Verden a. Aller, sondern auch die Verpflanzung von Tausenden von Sachsen — die Chronisten reden von einem Drittel der Bevölkerung³⁴⁾ — aus der Heimat in fränkisches Gebiet: „sie sollen für die Heimat wie tot sein“³⁵⁾, an ihre Stelle traten fränkische Einwanderer. Hand in Hand gehen damit schärfste gesetzliche Bestimmungen gegen alle, die sich weigerten, Christen zu werden³⁶⁾. Nicht bloß droht Todesstrafe dem, der einen christlichen Priester kränkt, sondern auch dem, der seine Verstorbenen verbrennen läßt, statt sie zu beerdigen auf dem Friedhof der Gemeinde, oder der versucht, im Lande der Sachsen als Ungetaufter sich zu verbergen, und also verschmäht zur Taufe zu kommen. Alle Kinder sollen im ersten Lebensjahre getauft werden und jedermann an Sonn- und Festtagen die Kirche besuchen.

So wird alle Macht des Staates in den Dienst der Kirche gestellt. Die Strafbestimmungen sind später noch von Karl gemildert worden; aber auch, als sie in voller Geltung standen, konnten sie wohl heidnischen Kultus vernichten, aber nicht in den Herzen den heidnischen Glauben: sie konnten das Christentum nicht in die Herzen pflanzen.

Dazu sollte die kirchliche Organisation, die sich über das ganze Land ausbreitete, dienen. Die Überlieferung weiß von Kirchen in unserem Lande, die von Karl selbst noch gestiftet und vom Papst Leo III. geweiht seien, wie Rehme und Bergkirchen³⁷⁾. Aber folgenreicher war

³⁴⁾ Hauck II, S. 402.

³⁵⁾ Sperl, Archivar, S. 62: erwähnt eine solche Sachsenkolonie in der Oberpfalz, die noch heute durch ihren Typus sich von der umwohnenden slawischen Bevölkerung unterscheidet (hohe Gestalt, langes Gesicht, blondes Haar).

³⁶⁾ Hauck, Kirchengesch. II, 387 und Kirchengeschichtl. Lesebuch von Rien u. Jüngst 1906, S. 89.

³⁷⁾ Rettberg, Kirchengesch. I, S. 447 nach dem Chronicon Mindense.

die Gründung der sächsischen Bistümer, unter denen Minden neben Bremen und Verden zu den ältesten gehört³⁸). Sie gliederten sich dann in Dekanien, in denen die Kirchspiele zusammengefaßt wurden³⁹). Die Fundierung dieser kirchlichen Anstalten führte zu Maßregeln, die die Gemüter weiter verbittern mußten. Die Gemeindegengenossen mußten die Ausstattung der Kirche übernehmen. Jede Kirche erhielt einen Hof und an Grundbesitz zwei Bauerngüter; dazu wurde die Zehntpflicht eingeführt⁴⁰).

Damit war ein kirchliches Wesen, das das ganze Land umspannte, aufgerichtet. Aber es fehlte noch viel an einer gedeihlichen Einwirkung auf das Volk. Man hat dieser Kirche den Vorwurf gemacht, daß ihre „organisatorische Tätigkeit bei weitem die missionarische überwogen“ habe⁴¹). Das Christentum habe höchstens einen moralisierenden Charakter gehabt. Es habe den Willen des Volkes sich untertan gemacht, indem es die Bösen durch Furcht vor dem Gerichte Gottes geschreckt und wiederum durch Hinweis auf den künftigen Lohn gelockt habe. Auch mögen die fränkischen Glaubensboten durchaus nicht immer auf der Höhe ihres Berufes gestanden haben. Wenigstens warnt Alkuin ernsthaft, man solle Boten zu den Sachsen senden, die *praedicatores non praedatores*, Prediger, nicht Beutejäger, seien⁴²). Karl selbst lag freilich am Herzen, wie er wahren Glauben und wirkliche Religion unserem Volke übermitteln könne. Er befahl, nur *sacerdotes bone spei*, Priester, von denen man sich Gutes versprechen könne⁴³), in das Sachsenland zu senden.

Nun aber möchte man fragen, was empfanden die Sachsen gegenüber der neuen Religion, die mit unwiderstehlichem äußeren Zwange sich ihnen aufdrängte? Jenes dreißigjährige Ringen gegen König Karl gibt deutliche Antwort. Aber auf die Zeit des Ringens bis aufs Blut folgt eine andere, in der das Sachsenvolk mit dem Christentum eins wurde. Welches sind die Bande, die unser Volk mit dem anderen Glauben verbanden?

Wie es scheint, stand die Frage im Vordergrunde, welches ist die mächtigere Gottheit — die der Christen oder die des Heidentums? Und

³⁸) Am 789 vgl. Krüger, Kirchengesch. II, 26.

³⁹) Hauck III, 718 u. 733.

⁴⁰) Hauck II, 388.

⁴¹) Krüger II, S. 11.

⁴²) Hauck, Realencykl. 17, S. 314.

⁴³) *Translatio St. Viti*, herausgegeben von Stentrup, S. 78.

welche kann also kräftigere Hilfe ihren Bekennern leisten? Hier mußte schon ein Blick in die politische Lage entscheiden. Wohl hatten auch die Sachsen Siege über die Franken erfochten — bei Lübbecke am Sün-
 tel und wohl auch bei Detmold. Aber der letzte Ausgang hatte end-
 gültig gegen sie entschieden. Man hat gefragt: war Wittekind inner-
 lich für die christliche Heilswahrheit gewonnen? Sein Entschluß zur
 Taufe war weder eine Übereilung, noch eine bloße Täuschung; er kam
 aus der Überzeugung, längerer Widerstand sei zwecklos und werde
 die Austilgung des ganzen Sachsenstammes zur Folge haben⁴⁴). Er
 beugte sich echtgermanisch vor dem unwiderstehlichen Willen des Schick-
 sals. Das war — bei Lichte besehen — noch der alte Glaube. Er
 erkannte also die größere Macht des Christengottes. Diese Macht auch
 dem Volke immer wieder vor Augen zu führen, dazu mußten die un-
 zähligen Wundererzählungen dienen, in denen sich die Berichte der
 Zeit, vor allem die sogenannten Translationen⁴⁵), nicht genug tun
 können.

Freilich hatte schon Papst Gregorius an Augustinus, den Bekehrer
 der Angelfachsen, geschrieben⁴⁶): „Ich weiß, daß der allmächtige Gott
 durch dich dem Volke große Wunder gezeigt hat“, aber diese Wunder
 geschähen nicht zum Ruhme der Wundertäter, sondern zum Heil der
 Seelen, die dadurch im Glauben gestärkt würden. Auch die Trans-
 latio St. Pusinnae, die die Überführung der Gebeine dieser Heiligen
 nach Herford schildert⁴⁷), führt an ihrem Schluß aus, daß die Wunder
 den Ungläubigen, nicht den Gläubigen notwendig seien, damit sie
 aus dem Schlafe erweckt würden, und fügt eine Warnung vor über-
 triebener Wertschätzung der Wunder hinzu. Aber sie zeigt auch schon
 den Unwillen des Volkes, das wundertätige Gebeine an andere Ge-
 meinden abgeben soll⁴⁸). Die Translatio St. Viti⁴⁹) schwelgt in
 Wundern, die diese Überführung (i. J. 836) geleiten. Und wenn der
 spätere Rolevink⁵⁰), von der Tätigkeit der Bischöfe im Sachsenlande
 zu Karls Zeit redet, dann erwähnt er auch ihre Wortverkündung
 und vorbildlichen Wandel, aber der Nachdruck liegt auf der „häufigen

⁴⁴) Rettberg, Kirchengesch. I, S. 407 f.; Seibertz, Landesgesch. I, 198.

⁴⁵) Berichte über die Überführung von Reliquien.

⁴⁶) Beda, herausgegeben von Wilden 1866, S. 48.

⁴⁷) Wilmans, Kaiserurf. I, 546.

⁴⁸) a. a. O. S. 544.

⁴⁹) Philippi, Korveier Geschichtschreibung S. 84 ff.

⁵⁰) De laude vet. Sax. S. 108.

Darbietung von Zeichen und Wundern, durch die sie das Volk erzögen“. Und so mag denn doch auch die *Translatio Pusinnae*, wenn sie von Vernunftbeweisen redet, die wie „Mauerbrecher“ die Gegengründe umstoßen⁵¹⁾, zumeist an Wunder denken. Das mußte gerade ihr nahe liegen, als in Herford ein handgreiflicher Beweis für die Wirklichkeit der Wunder sich in der „Hilligenböke“ aufweisen ließ, die sich einst öffnete, den heiligen Lebuin vor seinen Verfolgern aufzunehmen⁵²⁾.

Eine Bekehrung durch Wunder führt naturgemäß nicht in das Heiligtum des Glaubens. Vielleicht war dazu der Missionsbetrieb der Kirche überhaupt wenig angetan. Man hat die Richtung, die weithin auch später in der Kirche herrschte, Sakramentarismus und Semi-pelagianismus genannt⁵³⁾; danach standen die Sakramente als die Wundermittel, durch die Gott wirkte, verhängnisvoll im Vordergrunde, und zum andern sicherte ihr Empfang durchaus durch deren eigene Wirkung das Heil. Es ist das *Opus operatum*, das sich hervorbrängt, d. h. die Meinung, daß die kirchliche Vollziehung der Sakramente ohne alle Rücksicht auf den inneren Stand des Empfangenden das Heil verbürge. Man schreibt ihnen eine magische Wirkung zu. Die Erfüllung der „kirchlichen Pflichten“ sichert das Heil. Es kam eben alles auf die Übung des christlichen Gottesdienstes an gegenüber dem alten Götterdienste, der immer noch heimlich geschah. Man denke an die *Homilia de sacrilegiis*⁵⁴⁾.

Nun aber zeigt sich, daß es neben dem allen noch eine andere Strömung gab, die weit andere Züge zeigt. Ihr klassischer Ausdruck ist die berühmte Evangelienharmonie, die wir den „Heliand“ nennen, weil sie an der Hand der Evangelien das Leben des Heilands in alt-sächsischem Stabreim erzählt. Ihre Bedeutung für das deutsche, besonders das sächsische Volk hat niemand so begeistert und — wie wir glauben — wahrheitsgemäß erkannt und gewürdigt wie Bilmar⁵⁵⁾. Seine Darstellung ist bei sorgsamstem Eingehen auf Großes und Kleines, auf Sachliches und Wortetymologien ein Lied im Höheren

⁵¹⁾ a. a. O. S. 541.

⁵²⁾ Sander, Kirchengemeinde zu Stiftberg, S. 37. Vgl. Werner Kolveinck de laude, S. 70.

⁵³⁾ Krüger, Handbuch II, 37.

⁵⁴⁾ Vgl. Hauck, Kirchengesch. II, S. 393 ff.

⁵⁵⁾ Literaturgesch. Marburg 1862, S. 28 und deutsche Altertümer im Heliand, Beiträge zur Erklärung des alt-sächs. Heliand und zur neueren Geschichte der Einführung des Christentums. Marburg 1862.

Chor zum Lobe des altfächsischen Volkes, aber vor allem zu Ehren dessen, der der Heiland der Welt ist und hier gefeiert wird als der deutsche Volkskönig und Gefolgsherr, der mit seinen Getreuen durch sein sächsisches Land zieht und um sächsische Herzen wirbt. Hier tritt das Christentum nicht als ein starres Gesetz entgegen, das immer nur Forderungen auflegt, oder als eine magisch wirkende Macht, vielmehr steht die Person Christi im Mittelpunkt — Er allein, als der, der für jede Seele und alle ihre Nöte das erlösende Wort hat, und bei dem das selige Gefühl des Gefundenhabens und Geborgenseins und Daheimseins über die Seele kommt. Hier tut sich also das Gnadengeheimnis des Christentums weit auf, und aus ihm leuchtet die Sonne des Heils in die Seelen hinein.

Es ist gewiß, daß der „Heliand“ nicht einmal in dem Sinne ein Volkslied war, daß es aus dem Sinne des ganzen Sachsenvolkes herausgesungen wäre; es entsprach nur einer beschränkten Schicht des Volkes, der Edelschicht: das ist die Schicht derer, die „aus der Wahrheit sind“ (Joh. 18, 37). Ihr entstammt offenbar auch der Dichter des Liedes, wenn wir auch seinen Namen nicht kennen. Es lag ihm am Herzen, daß in all der Geschäftigkeit, mit der Staat und Kirche sich um die Christianisierung der Sachsen bemühten, die Hauptsache nicht vergessen werde. So wurde sein Lied ein Zeugnis für die Sachsenmission, demgegenüber die volle Christianisierung Sachsens erst begreiflich wird.

Der Dichter des Liedes aber stand sicherlich mit dem Kloster Korvey in engstem Zusammenhang — man nimmt neuerdings an, daß Adalhard, der Abt von Korvey, bei Entstehung des Liedes nicht übersehen werden dürfe⁵⁶). Korvey aber war wieder in engster Verbindung mit Herford. Wir dürfen annehmen, daß gerade im Stifte zu Herford unser Lied in den Herzen wiederklang und von hier aus weiter in unser Land hineinklang⁵⁷).

Will jemand noch Genaueres über die Umwandlung hören, wie sie sich in edlen Sachsenherzen vollzog, den dürfen wir auf einen Sang neuerer Zeit verweisen, in dem der Dichter uns die Entwicklung zeigt, die in Lieb und Leid ein edler Sachse durchmacht, und die ihn aus dem ererbten Heidentum zum christlichen Glauben führt. Es ist das epische Gedicht „Dreizehnlinden“ von Fr. Wilh. Weber (Paderborn 1905). Das

⁵⁶) Böckelmann, Jahrbuch 1926, S. 35 ff.

⁵⁷) Vgl. Jahrbuch 1922, S. 29—46.

Kloster Dreizehnlinden ist Korvey, unter dessen Mönchen auch Minden-Ravensberger erscheinen. Da ist der Prior Markward (S. 30):

Wo der Weser blaue Fluten
durch das Felsentor sich bahnen
ihren Weg ins weite Flachland,
lag der Freihof seiner Ahnen.

Und da ist auch Waltram „aus dem Hügelland der Engern“ (S. 39). Der Dichter hat also die engen Beziehungen Minden-Ravensbergs zu Korvey, einem Missionsmittelpunkte des Sachsenlandes, erkannt und gewürdigt.
